

rael wie von den abgetrennten christlichen Gemeinschaften, daß die Wiedervereinigung sich nicht in Form von lauter Einzelkonversionen vollziehen soll, sondern verheißungsgemäß soll Israel als Ganzes „reintegriert“ werden, „wobei es die Kirche durch seinen vervollständigenden Beitrag zur Tradition bereichert“.

Was also zunächst geschehen muß, ist „eine Anstrengung, sich einander zu nähern“. Kein plötzliches Wunder wird die Kirche und Israel von einem Tag auf den andern zur Wiederbegegnung bringen, sondern dazu gehört ein langes und geduldiges Bemühen. Dabei gilt es, „stets bei sich selbst anzufangen: das eigene Gewissen zu prüfen, um es von jeder Ungerechtigkeit zu läutern, von jedem Vorurteil, jeder Verachtung, jeder Gehässigkeit gegenüber den getrennten Brüdern“.

Israel gehört, obwohl es Christus nicht anerkennt, „ganz und gar in den Heilsplan, dessen Mittelpunkt und Schlüssel Christus ist. Sein Glaube und sein Hoffen sind nicht anders als die der Kirche; beide gehören nur einem verschiedenen Stadium der Heilsökonomie an“. Darum konnte Pius XII. auch seinen vielbeachteten Aufruf „an alle Verehrer des Messias“ richten, „ohne Ausschluß derer, welche ihn in aufrichtiger, aber überflüssig gewordener Erwartung als den in der Verkündigung der Propheten Verheißenen und noch nicht Gekommenen verehren“ (AAS XLI, S. 625).

„Während man also“, so schließt Démann, „den Graben zwischen der Kirche und Israel nur vertieft, wenn man den Fall Israel als missionarisches Problem behandelt und dabei zu absurden, für die Kirche wie für Israel gleichermaßen unannehmbaren Konsequenzen gelangt, meinen wir gezeigt zu haben, wie der Gesichtspunkt, unter dem das Problem Israels mit dem der abgetrennten Kirchen zusammengesehen wird, sich zugleich als der viel tiefere und der unvergleichlich fruchtbarere erweist. Er erhellt in neuem Licht das Mysterium Israels; er gewährt unserem Streben nach der Einheit seine volle geschichtliche Erstreckung und unserm Hoffen seine ganze katholische Weite.“

P. Démann (über dessen große Enquête „Die christliche Katechese und das Volk der Bibel“ die Herder-Korrespondenz im 7. Jhg., S. 321 ff. berichtet hat) ist der Vertrauensmann des zuständigen Kurienkardinals, Kardinals Tisserant; daher haben seine Ausführungen ein besonderes Gewicht, und man darf wohl hoffen, daß die neue Sicht der Beziehungen zwischen der Kirche und Israel (die in Deutschland insbesondere durch den „Freiburger Rundbrief“ vertreten worden ist), nämlich eine nicht missionarische, sondern ökumenische Sicht, sich nun immer mehr durchsetzen und in Theorie und Praxis ihre Früchte tragen wird.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Meditation über die Kirche

Das Fragen nach der Kirche ist eines der großen Zeichen dieser Zeit, ein Zeichen christlicher Hoffnung. Es ist gleich stark, so scheint es, bei katholischen Christen wie bei den getrennten Brüdern. „Christus und seine Kirche“, diese Einheit erfüllt die Mitte ihres Glaubens. Aber es liegt da ein unverkennbarer Unterschied des Seins zugrunde. Wir Katholiken fragen nicht danach, wo die Kirche ist. Wir kennen ihre Umrisse, ihre Gestalt, ihre Gnadenmittel, ihre hierarchische Wirklichkeit, wir kennen sie nur zu gut. Auch jene, die an der Kirche Ärgernis nehmen, weil sie sich wundgerieben haben, fragen auf dem Grunde einer Gewißheit: sie suchen nach den Tiefen und Geheimnissen der Kirche, die ihnen inmitten katholischer Gewohnheiten nicht immer gegenwärtig sind. Sie können sich schon weit entfernt haben, die Stimme der Kirche holt ihre Kinder meist noch ein, und sei es durch den Mund eines Zeugen, der nicht dafür geweiht wurde, aber dessen Herz vom Feuer der Kirche brennt.

Wie anders fragen ökumenische Christen: sie wissen nicht, wo „die Kirche“ ist; viele wissen nicht einmal sicher, ob diese Eine Kirche eine Gabe Christi in der Geschichte ist oder erst ein Werk des wiederkommenden Herrn am Ende der Tage. Sie wissen nur, daß ihre „Kirchen“ diese Kirche nicht sind. Ihr immer erneutes Bekenntnis zur Einheit der Kirche erscheint uns meist wie das Zeugnis für eine Idee. Ihr bohrendes Fragen nach dem Charakter der Spaltungen, die „tief in das Sein der Kirche einschneiden“ (wie es in dem 1. Studienheft für die Weltkirchenkonferenz von Evanston heißt, S. 15), ihr um sich grei-

fender Verdacht, die Einheit könnte das Sein der Kirche ausmachen, so daß die abgespaltenen Gemeinschaften bis auf eine — aber welche? — gar nicht zur Kirche gehören (ebenda), dieses Fragen geschieht nicht aus einem Sein in der Kirche. Es gleicht oft dem Fragen Schiffbrüchiger nach dem Land.

Im Chor der Väter

Unter den katholischen Büchern über die Kirche ist das neue Werk von P. Henry de Lubac SJ „Méditation sur L'Eglise“ (Paris 1953 bei Aubier. 288 S. Sammlung „Theologie“ Nr. 27) sicher eines der tiefsten und für deutsche Leser schwersten seiner Art. Zwar will der Verfasser keinen theologischen Traktat von der Kirche geben, sondern nur „einige Aspekte“ ihres Wesens darlegen. Er beteuert, daß er mit dem Herzen schreibe, und man spürt es im Gange der Reflexionen, obwohl sie im ganzen doch auch den Reichtum der Gelehrsamkeit entfalten und Seite auf Seite eine Fülle von Quellenbelegen ausbreiten: eine Fundgrube für Entdeckungen des Lesers. Das ist der große Reiz des Buches. Wir erfahren nicht in erster Linie, was Lubac über die Kirche zu sagen weiß, sondern vor allem, was die Wolke von Zeugen, der Chor der Väter aller Zeiten von der Kirche gewußt und gedacht hat. In jeder Phase der Betrachtung sind wir von diesem Chor umgeben, in jedem Abschnitt stehen wir mit dem Verfasser und seinen aus dem Heute kommenden Fragen und Sorgen zugleich vor den anwesenden evangelischen Brüdern, deren Warnungen in das Buch hineinrufen. So ist dieses Werk ein tief katholisches Buch, katholisch bis zur Unmodernität; und doch ist es zugleich ökumenisch in dem

aktuellsten Verstande des Wortes. Sogar den Vertretern des Unglaubens stellt sich der Verfasser.

Der Kenner spürt alsbald die besondere Lage der Kirche in Frankreich, die hinter allen Fragen und Antworten steht, ähnlich wie in dem Werke von P. Y. Congar OP über „Wahre und falsche Reform in der Kirche“ (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 357 f.). Die Stimme des Verfassers läßt manche Klagen laut werden, die unter den Katholiken Frankreichs, und nicht nur Frankreichs, über die Wirklichkeit der Kirche umgehen. An manchen Stellen glaubt man auch eigene Nöte zu vernehmen. Aber das Leitmotiv, das „absolute Prinzip“ des Buches lautet: es gibt keinen gültigen Grund, der eine Trennung von der Kirche rechtfertigen könnte: „Deine Hoffnung, das ist die Kirche!“ Es ist ein Dokument der Treue, es führt aus Glauben zum Glauben.

„Ich glaube die Kirche . . .“

Lubac beginnt im ersten Kapitel mit einer Darstellung der Kirche als Mysterium. Er ist sich der Gefahren bewußt, die im Wesen der Reflexion liegen, und er will „das Gift des Subjektivismus“ mit den „Abweichungen“ von der Wahrheit ausschalten, die um so leichter unterlaufen können, als noch keine vollständige und abschließende Lehre von der Kirche vorliegt. Anknüpfend an das „Credo unam sanctam Ecclesiam“ stellt er sogleich den Unterschied fest: wir glauben *an* Gott, *an* Jesus Christus, *an* den Heiligen Geist, aber wir glauben nicht in gleicher Weise an die Kirche, sondern wir glauben, daß die Kirche, das Werk des Heiligen Geistes, ihre übernatürliche Wirklichkeit da ist. Denn die Kirche ist nicht Gott, sie ist aber die Kirche Gottes. Sie ist nicht Gegenstand der Anbetung, sie ist aber der Ort der Anbetung, sie ist „Gottes Braut“, unsere Mutter, untrennbar von der heiligsten Dreifaltigkeit. Auch der Catechismus Romanus hält diese „kapitale Unterscheidung“ ein: „Man muß die Kirche glauben und nicht an die Kirche.“ Lubac bemerkt an dieser Stelle die Übereinstimmung mit Karl Barth. Damit ist der Fehler vieler Übersetzungen des Apostolicum bezeichnet, die sagen: „Ich glaube *an* die eine heilige katholische und apostolische Kirche.“ Wir können indessen nur glauben *in* der katholischen Kirche, die das ganze Mysterium der Erlösung in sich schließt und die als „das erhöhte Zeichen inmitten der Völker“ Gottes Gegenwart bezeugt und seine Botschaft an die Menschen ausrichtet, als gottmenschliche Gestalt, als der „fortlebende Christus“. Nur hier begegnen wir Gott in Fülle.

Das zweite Kapitel führt uns in „die Dimensionen des Mysteriums“ durch alle Zeiten und Räume. Die zeitliche Dimension reicht viel weiter als bis zu Pfingsten, zum Kreuz und zur Inkarnation. Mit Sertillanges und Congar spricht Lubac von der „Kirche vor der Kirche“ im Gottesvolk des Alten Bundes, von ihrer Kontinuität mit dem „kleinen Reste“, von dem die Propheten sprechen und der alle Katastrophen und Gerichte Gottes an seinem Volke überdauert, damit aus ihm der Erlöser kommen kann, ja der sich schließlich in Jesus Christus konzentriert. Von Anbeginn ist schon die Kirche als das Samenkorn des Gottesreiches. „Sie ist es in der Substanz“, mit der ganzen „eschatologischen Spannung“, die zur Vollendung in Herrlichkeit, zunächst in Christus, dann bei seiner Wiederkunft hindrängt, um dann, aber erst dann, ihre hierarchische Struktur zu verlieren, die sie durch

die Sakramente sichtbar macht. Aber Jesus hat sie nicht für die Ewigkeit geplant. Die Sakramente sind Zeichen einer verborgenen Herrlichkeit auf Hoffnung. Mit Newman sagt Lubac: „Die heilige Kirche bleibt mit ihren Sakramenten und ihrer hierarchischen Ordnung bis ans Ende der Tage vor allem nur als ein Zeichen der himmlischen Wirklichkeit, die die Ewigkeit erfüllt.“ Sie erwartet ihre Verwandlung zum himmlischen Jerusalem. Aber wir sollen nicht mit unseren unzulänglichen Ideen die Kraft der Verwandlung einschränken, die der Herr an seiner Braut vollziehen wird. Wir sollen erst recht nicht in einem gefährlichen Platonismus die Kontinuität der Kirche auf Erden mit der Kirche im Himmel auflösen, sondern die Einheit der Kirche glauben, die schon im Tabernakel des Moses, im Tempel des Salomon angelegt ist und immer ein und dieselbe Kirche Gottes, ein Mysterium der Hoffnung, bleibt.

Eine „eschatologische Erscheinung“

Das dritte Kapitel entfaltet „die beiden Aspekte der Einen Kirche“ und beginnt mit einer harten Abweisung jener „phantastischen oder rebellischen Geister“, die neben der hierarchischen und historischen Einheit der Kirche noch eine Art unsichtbarer Kirche erfinden und eine platonische „Einheit der Gnade“ neben der wirklichen Gestalt der Kirche annehmen. Lubac hält an der Strenge der Enzyklika *Mystici Corporis* fest, die eine solche Unterscheidung verbietet und ausdrücklich sagt: „Aus diesem Grund können die, die im Glauben oder in der Leitung voneinander getrennt sind (und die sich weigern, die Kirche zu hören), nicht in diesem Einen Leibe und aus seinem einen göttlichen Geiste leben.“ (Herder-Ausgabe, S. 27.) Denn Christus „verschmät es, in den vom Leibe völlig getrennten Gliedern durch die heiligmachende Gnade zu wohnen“ (ebd. S. 59). Es gibt also „eine soziologische Inkarnation des Leibes Christi“, die zu seinem Wesen gehört, Christus hat sie gewollt. Die Kirche ist nach ihrer menschlichen wie nach ihrer göttlichen Natur „ungetrennt und unvermischt“ nach dem Bilde Christi sein mystischer Leib. Als solcher ist sie auch „die große Versammlung“, die congregatio der Gläubigen, die immer neue Menschen herbeiruft und zur Heiligung führt. Sie weist immer über sich selbst hinaus und entfaltet durch die theologischen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe — nach der Enzyklika *Mystici Corporis* die „Bande der Einigung“ neben den rechtlichen und hierarchischen Ordnungen — eine missionarische Kraft sowohl an den ungläubigen „Brüdern nach dem Fleisch“ wie an den getrennten Christen, die „aus einem unbewußten Sehnen und Wünschen schon in einer Beziehung zum mystischen Leibe des Erlösers stehen“ (Herder-Ausgabe S. 75 und 105). Als die Kirche der Heiligen ist sie immer zugleich eine „eschatologische Erscheinung“, wie Lubac ausdrücklich sagt. Aber dieses „Eschatologische“ ist schon gegenwärtig als eine Vorwegnahme der erhofften Herrlichkeit der Vollendung.

Hierarchie und Priestertum der Gläubigen

Das nächste Kapitel betrachtet „das Herz der Kirche“, Priestertum und Eucharistie. Hier vertritt Lubac eine Ansicht, die auch lutherische Kreise beachten werden. Er arbeitet den Unterschied des geistlichen Priestertums aller Gläubigen, das auf der heiligen Taufe und der Salbung mit dem Heiligen Geiste beruht, von dem sichtbaren und

äußeren Priestertum näher aus, das in der Kirche zum Vollzug des eucharistischen Opfers von Christus eingesetzt worden ist. Mit wundervollen Belegen aus den Vätern wird dieses Priestertum der Gläubigen beleuchtet. „Jeder Christ trägt in sich selber sein Opfer und legt selber das Feuer daran“ (Origines). Aber dieses Priestertum hat keinen direkten Bezug auf die heilige Eucharistie, die einigen Ausgesonderten innerhalb der Kirche durch Handauflegung von den Aposteln her anvertraut wird. „Die hierarchische Kirche vollzieht die heilige Eucharistie.“ Aber das Priestertum des Bischofs und der Priester liegt nicht im eigentlichen Sinne in der Ordnung der Teilhabe des Christen an der Gnade Christi, die eine viel höhere Würde darstellt. Es gibt nicht, wenn man so sagen darf (und wie Peter Brunner unlängst die Enzyklika *Mediator Dei* mißverstand: vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 541), eine Art Supertaufe, die eine Klasse von Super-Christen konstituiert, obwohl alle, die mit diesem Priestertum bekleidet werden, besondere Gnaden empfangen und zu besonderer Heiligkeit gerufen werden. Das Christentum kennt unter seinen Gliedern nicht analoge Diskriminierungen wie die Gnosis der Manichäer. Alle haben gleichermaßen Anteil an der Bruderschaft Christi (Matth. 23, 8). Der Priester ist also auf Grund seiner Weihe nicht mehr Christ als der einfache Gläubige. Der Ordo wurde für die heilige Eucharistie empfangen, und diese gehört allen. Das Sakrament des Ordo schafft nicht im Innern der Kirche zwei Grade der Zugehörigkeit zu Christus und zwei Klassen von Christen. „Das ist eine Grundwahrheit unseres Glaubens.“ Auf dieser Basis erfolgt dann die Kennzeichnung der außerordentlichen Würde des hierarchischen Priestertums, das im Namen Christi an Seiner Stelle handelt.

In diesem Zusammenhang hebt Lubac einen Grundgedanken der Enzyklika *Mystici Corporis* vom Verhältnis Christi zu seiner Kirche heraus, jene „mystische Identität“ nach der Lehre des Apostels Paulus. Sie vollzieht sich im Empfang der heiligen Eucharistie, in der Teilnahme an der heiligen Menschheit Jesu, an seinem Auferstehungsleibe, an seiner Fülle. Das Haupt und die Glieder bilden Einen Leib, der Bräutigam und die Braut sind ein Fleisch. Es gibt nicht zwei Christen, einen persönlichen und einen mystischen. Aber Haupt und Glieder sind nicht zu verwechseln. Die Christen bilden nicht den physischen oder eucharistischen Leib Christi. Die Braut ist nicht selber der Bräutigam. Alle Unterschiede bleiben. Sie sind aber auch nicht getrennt. Denn die Kirche ist *der* Leib Christi und nicht ein Leib irgendeines anderen. So gelangt Lubac zu derselben Strenge des Einheitsgedankens wie die Enzyklika: Schon Papst Pelagius sprach ihn aus: „Die nicht in der Einheit bleiben wollen, haben nicht den Geist, der im Leibe Christi wohnt, und können nicht das Opfer haben. . . Es ist nicht der Leib Christi, den die Schismatiker konsekrieren. . . Getrennt von der Einheit des Altares, kann man nicht den wahren Leib Christi sammeln.“ Damit soll nicht die Gültigkeit schismatischer Sakramente bestritten werden, aber sie gelangen nicht zu voller Fruchtbarkeit.

Die Kirche in der Welt

Was ist nun diese Paradoxie, daß die mystische Braut Christi, das verborgene Herz der Kirche, zugleich ein sichtbares Wesen unter den Wesen dieser Welt darstellt? Das fünfte Kapitel handelt von der Spannung zwischen

Kirche und Welt. In diesem Kapitel, das die zwiefache Natur des Menschen erörtert, der für diese Welt und für die Ewigkeit geschaffen wurde, geht Lubac den Aufgaben der geistlichen Sendung der Kirche nach. Sie hat für die Entfaltung jenes Keimes der geistlichen Freiheit zu sorgen, in die Christus den Menschen durch die Taufe versetzt hat, allen Mächten entgegen, die diese Freiheit leugnen oder mindern wollen. Aber die Kirche ist auch Botschafterin der Einheit des menschlichen Geschlechts, der Einheit von Juden und Heiden zunächst, und der Einheit aller Erlösten und zu Erlösenden. Sie ist das Heer des Christus, ein mobiler Kampfverband unter dem Feldzeichen des Kreuzes; und dieser Kampf vollzieht sich immer zugleich auch in jedem Christen, der in sich die Angst der Welt überwinden soll, um immerfort seine innere Freiheit zu erobern. Der äußere Kampf mit den Mächten ist nur ein Ausdruck des inneren Kampfes, der unablässig die innere Loslösung von der Welt fordert, um so mehr, als die Kirche nicht mehr die Oberherrschaft über die weltlichen Ordnungen führt. Alle Eroberungen, die die Christenheit unter der Führung der Kirche in dieser Welt macht, auch wenn sie noch so bewundernswert sind, bleiben mit den Zeichen der Zweideutigkeit belastet und sind vom Mysterium der Bosheit bedroht. Auch auf diesem weiten Felde des katholischen Aktivismus ruft Lubac in die Tiefe der Kirche.

Das geschieht vor allem im sechsten Kapitel über „die Kirche als Sakrament Christi“. Dieses Kapitel scheint in vielem eine Wiederholung zu bringen. Aber es befestigt und verdeutlicht die vorher schon begonnenen Gedanken: die Einheit von Geist und Leib der Kirche, ihre ausschließliche Ausrichtung auf das Haupt, Christus. Die Kirche umfaßt das Zeitalter Christi, das Zeitalter des Heiligen Geistes, der nicht mehr erwartet werden muß. Sie ist „die Gemeinschaft des Heiligen Geistes“. Schlimm, wenn man die Kirche vom Evangelium loslöst, wenn man das in ihr waltende geistliche Ferment von seiner Verbindung mit dem Menschlichen isolieren will. Als Sakrament Christi kommt der Kirche in gewisser Weise die mystische Identität mit ihrem Herren zu. „Praktisch ist Jesus Christus für jeden von uns die Kirche.“ Es gibt außer der Kirche keine solide Einheit des Geistes. „Um vom Geist Christi zu leben, muß man in seinem Leibe verbleiben“ und „man hat nur in dem Maße den Heiligen Geist, wie man die Kirche Christi liebt“ (Kardinal Feltrin). Diese Worte werden begleitet von ernstesten Ermahnungen, sich ja nicht von der Kirche zu lösen, die unser Heil und unsere Hoffnung ist.

„Wird das Evangelium genügend verkündet?“

Aber die Kirche hat die einzige Mission, allen Menschen Jesus Christus gegenwärtig zu machen. Darum muß sie das, was sie für uns ist, auch durch uns sein. Es ist eine organische Notwendigkeit, daß wir Christus transparent werden lassen. „Verkündet die Kirche durch unseren Dienst wirklich Jesus Christus?“ Diese Frage führt Lubac energisch durch: Haben wir denselben Christuseifer wie die Zeit der Apostel? Ist unsere Verkündigung immer in demselben Maße „dem Evangelium Christi gleichförmig“? Er gibt zu, daß dies nicht immer der Fall sein kann und oft genug unsere eigenen Erfindungen dazwischen geraten. Aber kontrollieren wir uns auch genug? Lubac anerkennt, daß es Bedürfnisse der Apologetik gibt, Interessen des Katholizismus, die man wahrnehmen muß. Die

Masse der Gläubigen ist zu organisieren und zu führen. Es gibt viele Gründe, Mittel besonderer Art zu gebrauchen, und diese Mittel liegen irgendwie in der Logik der menschlichen Lebensbedingungen. Ein „reiner“ Evangelismus ist niemals die ganze Treue zum Evangelium. Aber verfälschen wir nicht oft den Geist, den wir mit unseren Mitteln unterstützen wollen? „Kurzum, wird das Evangelium auch immer genügend verkündigt?“ Machen wir nicht durch die Art, wie wir von der Kirche predigen, einen „Ofenschirm“ aus ihr, der das Feuer des Evangeliums abblendet? Verdecken wir nicht oft genug die sakramentale Wirklichkeit der Kirche? „Sie erstrahlt nicht mehr in ihrer mystischen Transparenz. Daher das so allgemein verbreitete Gefühl, daß die Männer der Kirche sich selber predigen.“ Daher ein wachsendes Mißtrauen und die Unwilligkeit, die geforderte Unterwerfung und den kindlichen Gehorsam zu leisten. Nicht umsonst zitiert Lubac an dieser Stelle Karl Barth: „Wenn die Kirche kein anderes Ziel mehr im Auge hat als ihren eigenen Dienst, dann trägt sie schon die Zeichen des Todes an sich.“ Jeder Katholik könne diesem Satz zustimmen.

Die Gefahr des Jahrhunderts liege nicht darin, daß man Gott tötet, sondern daß man ihn assimiliert. Die Offenbarung Gottes wird zur theologischen Anthropologie. Was da zu lesen ist und aus französischen Büchern belegt wird, sind starke Warnungen. Sie erinnern daran, daß in jedem von uns die Kirche vor ihrem Herrn ersterben muß, damit sie nur noch der ausgereckte Finger ist, der auf Ihn zeigt. Bei der Verkündigung des Evangeliums sollen wir bedenken, daß wir seiner unwürdig sind und daß wir es im Grunde nicht verstehen: „Das Evangelium richtet uns jederzeit“, denn es bedarf nicht nur des echten Wortzeugnisses, sondern auch der Darstellung in unserem Leben. Es bedarf der „Liebe der Brüderlichkeit“. Es ist unsere Schuld, wenn die Kirche steril wirkt und sich in eine bloße Defensivstellung zurückzieht. Viele Symptome lassen unter den Menschen den Verdacht aufkommen, daß die Priester das lösende Wort verloren haben und daß sie nicht mehr die Mysterien des Reiches Gottes kennen. Aber das alles trifft nicht die Kirche selbst, denn sie ist die Kirche der Heiligen und sie bringt uns zu allen Zeiten die Heiligen, die zur Erfüllung ihrer Sendung nötig sind.

Gehorsam

Nun erst folgt das eigentliche Bekenntnis-Kapitel „Ecclesia Mater“ vom Leiden an der Kirche, von den Fehlern ihrer Glieder und vom Glauben an das innerste Geheimnis der Kirche, das im Gehorsam Jesu Christi beschlossen ist. Wer ein „Mensch der Kirche“ werden will — und dieses Ziel stellt das Buch auf — liebt wie Christus den Gehorsam bis in den Tod: „Im Schoße der Kirche lernt man, sich selber absterben“, indem man die Autorität der Kirche anerkennt. Der Heilige Geist garantiert der Braut Christi nicht, daß sie immer nur die allerbesten Entscheidungen und Maßnahmen trifft. Aber in dem Augenblick, wo das unfehlbare Lehramt spricht, gibt es nur den Gehorsam. Wir dürfen nie vergessen, daß unser Heil sich in Christus erfüllt hat durch einen Akt totaler Selbsthingabe. Man spürt in jeder Zeile dieses großen Kapitels, daß es mit Herzblut geschrieben ist. Wir treffen darin keine Phrasen an, sondern das reife persönliche und glühende Zeugnis innersten Glaubens, mit der Absage an jeden christlichen Enthusiasmus. Auf diesem Grunde gibt dann das achte Kapitel eine

durchdringende Analyse unserer Versuchungen im Hinblick auf die Kirche, jener gefährlichen Versuchungen, die das Leben der Kirche verfälschen. Da ist zunächst die Versuchung des Konservatismus. Sie operiert mit der Kirche, als sei sie ein bestimmter Zustand der Zivilisation, in dem man sich eingerichtet hat und der nun gegen alle Strömungen einer neuen Zeit verteidigt werden muß. Diese Art der Verteidigung der Kirche hat schließlich den Unglauben groß gemacht. Hüten wir uns darum, daß wir uns in der Kirche einrichten und unsere persönlichen Triumphe in ihr suchen oder uns mit ihr verwechseln.

Die größere Versuchung ist die Kritik. Man müsse unterscheiden die gesunde, oft auch leidenschaftliche Selbstkritik, die wir z. B. bei den Heiligen gegenüber der Kirche finden, von einer Haltung, die das Vertrauen zur Kirche untergräbt. Lubac weist auf die sich mehrenden Symptome einer Krankheit hin, die sich wie eine Epidemie ausbreitet und eine kollektive Neurasthenie darstellt, ein interner Pharisäismus, der nicht mehr weit ist von der Verleugnung der Kirche. Diese Haltung verkennt, daß die Menschen in der Kirche niemals auf der Höhe ihrer Mission sind und daß sie das ihnen anvertraute Mysterium nie ganz erfüllen. Um so mehr ist von uns eine demütige „katholische Solidarität“ gefordert.

Als dritte Versuchung nennt Lubac die quälende Sorge, ob die Kirche sich auch unserer Zeit richtig anpaßt. Zeigt nicht die Erfahrung, daß ihre Arbeit wirkungslos bleibt? Leiden wir nicht in unserer Furcht an einem geheimen Überdruß an der Tradition der Kirche? Dieser Versuchung muß man vor Augen halten, daß Jesus uns aus der Welt herausruft und daß wir wieder diese heilige Absonderung gewinnen müssen, mit einer freudigen Gewißheit, daß wir an dem Mysterium Christi teilhaben. Eine andere Anfechtung ist die Sorge, daß die Kirche nicht nur keine Eroberungen mehr macht, sondern daß sie geradezu an Boden verliert und immer mehr zurückweicht. Selbst dort, wo sie noch herrscht und ihr Einfluß anerkannt wird, bringt sie doch nicht das Evangelium zur Herrschaft und verwandelt nicht die soziale Ordnung nach den von ihr verkündigten Prinzipien. Lubac richtet unsere Gedanken abermals auf Christus: die Kirche muß wie Christus bis ans Ende im Todeskampf liegen. So vermehrt jede Generation die Zahl der Heiligen; und was sich uns als ein Zurückweichen darstellt, kann sehr wohl das Hineinschreiten in die Ewigkeit sein. Der Apostel muß warten können. Die Kirche kann nicht mehr tun, als die Menschen auf das Gottesreich vorzubereiten, das ihr eigenes Ende herbeiführt. Der Mensch aber bleibt immer derselbe mit seinen Erbübeln, und die Kirche muß immer wieder von vorn anfangen, diesen Menschen auf Christus hinzuwenden. Sie hat es nicht mit einer idealen Menschheit zu tun, und sie darf nicht auf Wirkungen in dieser Zeit ausgehen. Ein einziger Heiliger würde genügen, um zu beweisen, daß ihr Dienst gelungen ist. Die zentrale Wirklichkeit der Kirche ist nicht immer dort, wo man von ihrer öffentlichen Tätigkeit reden und schreiben kann, sondern in den unbekanntenen Seelen, die verborgen bleiben. Der Traum öffentlicher Wirksamkeit kann uns blind machen für die wahre Fruchtbarkeit unserer Mutter.

Die Versuchung der Weisen

Die schwerste Anfechtung kommt von der Knechtsgestalt der Kirche. Lubac nennt es „die Versuchung der Weisen“ und versteht darunter jene Krankheit der Ko-

rinther, die den Apostel Paulus zu dem Zeugnis veranlaßte, daß die Gnade bei den Törichten und Verachteten ist. Was wissen unsere theologischen Handbücher von diesem Mysterium? Die Kirche unterstützt gewöhnlich nicht die allzu kühnen Gedanken einer sublimen Geistigkeit, so daß man mit Paul Claudel sagen muß, daß ihr immer etwas Fades und Mittelmäßiges anhaftet. Will man die Kirche wirklich lieben, so muß man alle Vorwürfe zurückstellen und sie „in ihrer massiven Tradition lieben, muß sich darin vergraben, wie das Samenkorn sich in die Erde senkt. Das ist katholische Art, sich zu verlieren, um sich zu finden. Man muß die Logik der Inkarnation bis zum Äußersten treiben, mit der sich das Göttliche den menschlichen Schwächen anpaßt . . .“ Mit anderen Worten: die notwendige Demut sucht Christus in Seiner Kirche und verbindet mit der Unterwerfung der Intelligenz „die Liebe zu den Brüdern“ (1 Petr. 2, 17). In der Erscheinung ihrer Niedrigkeit ist die Kirche das Sakrament, d. h. das wahre und wirksame Zeichen der Tiefen Gottes.

Das letzte Kapitel handelt von der Kirche und ihrem Urbild Maria, die in einer wesentlichen Seinsverbindung zueinander stehen, so daß Karl Barth recht habe, wenn er behauptet, das marianische Dogma sei das Zentraldogma des Katholizismus. Maria ist die Keimzelle der Kirche. Wenn es wahr ist, daß die Kirche auf den Glauben an Christus gegründet wurde, so konstituiert Maria, deren Glaube auch am Abend des Karfreitags unerschüttert standhielt, für sich allein schon die Kirche Jesu Christi, während sich bei allen anderen der Glaube wenigstens verdunkelte. Dieses Kapitel, das in reichem Maße von der typologischen Exegese der Väter Gebrauch macht, ist ein würdiger katholischer Abschluß eines Buches, das unsere Gefahren mutig beim Namen nennt, um sie aus großer Tiefe zu überwinden. Lubacs Meditationen sind keine leichte und billige Apologetik. Sie fordern den ganzen Glauben. Sie sind eine kerygmatische Tat.

Die echten Texte der Kleinen heiligen Therese

Es ist gewiß eine sehr merkwürdige Tatsache, daß die große Wirkung der „kleinen Heiligen“ von Lisieux von einem keineswegs originalgetreuen Text, ihrer „Geschichte einer Seele“, ausgegangen ist: daß durch die Überarbeitung hindurch eine Kraft zur Wirkung gekommen ist, die im Wortlaut als solchem — wenn es ein rein literarisches Dokument wäre — kaum faßbar ist. Man wußte, daß der Text, den der Karmel von Lisieux veröffentlicht hat, von den Herausgebern retuschiert worden war; aber man hat doch geglaubt, die Korrekturen betreffen mehr stilistische Dinge — schon weil es so unwahrscheinlich erscheint, daß Thereses Schwestern, die von ihrer Heiligkeit überzeugt waren, sich angemaßt haben sollten, die Worte einer Heiligen im Wesen der Aussage selber zu verändern. Immerhin hat man wohl von Anfang an selbst aus dieser überarbeiteten „Geschichte einer Seele“ herausgespürt, daß christliche Heiligkeit mehr sein muß, als im bloßen Wortlaut zu fassen war. Davon zeugen die verschiedenen Versuche, durch psychologische Ausdeutungen zu einem kräftigeren Relief von Thereses Bild zu gelangen, wie es im deutschen Sprachgebiet etwa I. F. Görres in ihrem Buch „Das verborgene Antlitz“ (Verlag Herder 1946) unter-

nommen hat. Seit nun der Originaltext wenigstens bruchstückweise durch Zitate in den verschiedenen Studien Abbé André Combes', der die Handschriften hat benutzen dürfen, bekannt geworden ist, kann man sich ein Bild davon machen, wie sehr die Überarbeitung der Texte sowohl das Bild der hl. Therese als auch ihre Spiritualität entstellt hat. Das wird allerdings von Hans Urs von Balthasar in seinem Buch „Therese von Lisieux. Geschichte einer Sendung“ bestritten: er nennt die Überarbeitung der echten Texte der Heiligen in einer Anmerkung S. 333 zwar „unbegreiflich und unverantwortlich“ und gibt zu, daß „die Proben, die bei Combes vorliegen, genügen, um jedes Vertrauen auf den Wortlaut zu erschüttern. Andererseits aber kann nicht gesagt werden, daß die zahllosen Varianten den Grundsinn des Textes angreifen oder an irgendeiner Stelle die klare Sendung Thereses zu verbiegen vermochten. Die Korrekturen, die man anzubringen für nötig befand, betreffen fast ausschließlich den Stil . . .“

Demgegenüber sind wir in der glücklichen Lage, uns selbst ein Urteil zu bilden: in einer sehr umfangreichen Studie „La table des pécheurs“ in der Zeitschrift „Dieu Vivant“, Nr. 24 (S. 13—104), hat Marcel Morée, der Herausgeber der Zeitschrift, seine Folgerungen dadurch unterbaut, daß er lange Textstellen in der Fassung der „Geschichte einer Seele“ und in der Fassung der bei Abbé Combes zu findenden Bruchstücke des Originaltextes nebeneinanderstellt, so daß man sie Wort für Wort vergleichen kann. Morée gibt zu, daß er in seiner Interpretation dieser neu entdeckten Originaltexte über Abbé Combes, der sie zuerst in seinen Studien verarbeitet hat, hinausgeht. Aber Morées Interpretationen haben etwas so Bestechendes und Überzeugendes, daß wir sie im Folgenden wiedergeben möchten — ohne allerdings auf dem hier zur Verfügung stehenden Raum das Wichtigste, Thereses echte Texte, vorlegen zu können. Aber es scheint in der Tat schon jetzt, mit dem noch spärlichen Material an authentischem Wortlaut, das durch Abbé Combes' Arbeiten vorliegt, eine wichtige Aufgabe, das Bild der Heiligen und ihrer Botschaft neu zu zeichnen: sowohl aus „intellektueller Rechtschaffenheit“ wie im Namen der „schuldigen Brüder“, die in der echten thesianischen Spiritualität eine so große und bisher verdeckte Rolle spielen! Diese beiden Gründe nennt Marcel Morée am Ende seiner Studie in „Dieu Vivant“. Man könnte hinzufügen, diese Richtigstellung sei eine dringende Aufgabe auch zu Ehren der christlichen Heiligkeit überhaupt.

Die neue Quelle, die uns für den echten Wortlaut der Schriften der hl. Therese zur Verfügung steht, sind, wie gesagt, die Untersuchungen des Abbé André Combes über Leben und Lehre der Heiligen, zu denen er die Originaltexte hat benutzen können. Seine Studien (En retraite avec Sainte Thérèse de Lisieux, éd. du Cèdre, Paris 1952; Introduction à la spiritualité de sainte Thérèse de l'Enfant Jésus. 2. Aufl.; L'amour de Jésus chez sainte Thérèse de Lisieux, Contemplation et Apostolat) enthalten eine Anzahl langer Zitate nach der Urschrift, und diese Zitate zugleich mit den Briefen und den (sicher nicht vollständigen und vielleicht auch überarbeiteten) „Novissima Verba“ (hsg. v. Karmel 1926) dienen Marcel Morée zur Unterlage seiner Untersuchung.

Ehe Morée an die Interpretation der Texte geht, stellt er die Anordnung der einzelnen Teile der „Geschichte einer Seele“ richtig, auf die bisher anscheinend auch nur Abbé